

wurden, genannt (Seiten 235–240). – Man wird der überaus fleissigen, mühsamen und präzisen Arbeit von *Monica Dorneich* und *Eleonore Jabnke* ebenso Dank wissen, wie man, anlässlich vorliegender Jubiläumsausgabe, dem durch seine eigenen Bücher und Aufsätze ebenso wie durch seine Institutstätigkeit in Gesprächen und Publikationen international bekannten Chef der »Oratio Dominica«, *Dr. Walter Strolz*, zu den weitreichenden Erfolgen seiner Arbeit gratulieren darf.

Odilo Kaiser, Freiburg i. Br.

KARL MARTIN FISCHER: Das Ostergeschehen. Zweite Auflage. Göttingen 1980. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 124 Seiten.

Diese Auflage ist als Lizenzausgabe der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin (1978) erschienen. Bei dem Buch handelt es sich um eine Vorlesung (an der Leipziger Karl-Marx-Universität gehalten). Dementsprechend sind die Erörterungen wissenschaftlicher Positionen knapp und gezielt ausgefallen; das erhöht die Flüssigkeit der Darstellung. Das Thema wird in vier grossen Blöcken (mit jeweils zahlreichen Untergliederungen) behandelt: »Die Möglichkeit und Grenze der historischen Frage nach dem Ostergeschehen« (11–31); »Die Quellen und ihre Rede-weise« (32–40); »Was ist das Ostergeschehen?« (41–44); »Die historische Analyse der Ostertraditionen« (45–109). In diesem letzten Block bilden abschliessende »Überlegungen zur Osterpredigt« die Brücke zu drei anhangsweise abgedruckten Predigten (110–118). Einzelne Punkte reizen zum Widerspruch. So etwa, wenn zum »Charakter der Ostererscheinungen« einleitend mit Recht festgestellt wird: »von keinem Zeugen haben wir einen Bericht, der uns den Inhalt und die Art der Erscheinung deutlich machen würde«, Paulus eingeschlossen (73), und wenn dann doch »als historisch gesichert« angenommen werden soll, »dass der Inhalt der Ostervisionen eine Vision Jesu als himmlischer Gestalt in Herrlichkeit war« (97). Oder wenn »die Erhöhung Jesu unmittelbar vom Kreuz aus« als »Interpretament des Ostergeschehens« älter sein soll als dasjenige der Auferstehung (100, vgl. 91–105) – die durchaus einleuchtend begründete »Vermutung . . ., dass Jesus ohne ordentliches Begräbnis zusammen mit anderen Gehenkten vergraben wurde« (68), erfordert keineswegs, die Bekanntnisaussage der Auferweckung derart zurückzusetzen. Schliesslich wird der Vf. seinen eigenen Kriterien nicht gerecht, wenn er in einer Predigt feststellen zu können meint, dass sich über Jesu »Beseitigung sowohl die frommen Juden wie der heidnische Pilatus plötzlich einig« gewesen seien (114). Davon abgesehen, bietet das Buch eine umsichtige Erörterung der neutestamentlichen Osterbotschaft. Die historisch-kritische Methode ist dabei nicht Selbstzweck, sondern dient dazu, den jeweiligen theologischen Gehalt präzise zu erfassen und auf seine aktuelle Bedeutung für das christliche Glaubensleben abzuheben.

Peter Fiedler, Freiburg i. Br.

DAVID FLUSSER: Die letzten Tage Jesu in Jerusalem. Das Passionsgeschehen aus jüdischer Sicht. Bericht über neueste Forschungsergebnisse (Engl. Ausgabe 1980). Stuttgart 1982. Calwer Verlag. 163 Seiten.

An einem Symposium über die Ereignisse der Karwoche nahmen ausser D. Flusser und R. Lindsay, seinem Gewährsmann für die Abhängigkeitsverhältnisse der Evangelien, M. Avi-Yonah und Sh. Safrai teil. Das durch zahlreiche Bilder sehr ansprechend gestaltete Buch stellt »eine redigierte Zusammenfassung« (14) des bereits einige Zeit zurückliegenden Gesprächs dar. Ausserdem enthält es einen Beitrag von B. Mazar, »Neue archäologische Entdeckungen in Jerusalem« (143–148); darin geht es hauptsächlich um die »Königliche Säulenhalle« in Verbindung mit

Jesu – angeblicher – Reinigung des Tempelvorhofs. Schliesslich behandelt D. Flusser »Das Testimonium Flavianum. Die Neuentdeckung der Worte des Josephus über Jesus« (155–163); er bezieht sich dabei auf die von Sh. Pines in einer alten arabischen Übersetzung identifizierte Originalfassung. Das Gespräch selbst orientierte sich begreiflicherweise an Flussers bekannten Positionen zu seinem Jesus-Buch. Immerhin sind durch die Gesprächspartner differierende Gesichtspunkte eingebracht. Auf's ganze gesehen, führt zwar die Überschätzung der lukanischen Darstellung immer wieder dazu, dass man sich bei der Auswertung von Evangelienperikopen unnötigerweise auf recht zweifelhafte Auswege einlässt. Doch wird davon das Verdienst des Buches nicht geschmälert, das darin besteht, dass christliche Leser aus berufenem Mund jüdischer Experten vor allzu grossem Zutrauen in die historische Zuverlässigkeit der neutestamentlichen Passionsüberlieferungen gewarnt werden.

Peter Fiedler, Freiburg i. Br.

HUBERT FRANKEMÖLLE: Jahwe-Bund und Kirche Christi. Studien zur Form- und Traditionsgeschichte des »Evangeliums« nach Matthäus (Neutestamentliche Abhandlungen, N. F. 10). 2. Aufl. Münster 1984. Verlag Aschendorff. XX u. 420 Seiten.

Gemäss den weithin angenommenen Ergebnissen neutestamentlicher Exegese ist das Mt-Evang. hier als Redaktion gegen Ende des 1. Jh. verstanden, in dem Überlieferung aus der Spruchquelle Q, dem Mk-Evang. und anderes »Sondergut« in überlegter literarischer und theologischer Reflexion zu einer Einheit verbunden sind. Der Abschluss um das Jahr 100 bedeutet, dass das Evangelium in der schon bestehenden Trennung von Synagoge und Kirche Ort und Zeit hat und dies expliziert. Evangelium und Kirche sind Erfüllung des AT und der Berufung Israels. Die Gegenwart der Kirche ist heidenchristlich universal. Israel ist im AT das immerwährende »Mitsein« Jahwes (= Ich bin der Daseiende) zugesagt. Wie oft früher, so muss auch nun über Israel Gottes Klage ergehen (Mt 17, 14–21; 23, 32–39). Die theologische Leitidee des Mt-Evang. ist das »Mitsein« Jesu, des »Emmanuel« (Mt 1, 23). Das Mitsein Jesu wird konkret in der Jüngerschaft. Gott ist der Vater und die Jünger sind mit Jesus, dem Sohn Gottes, Gottes Söhne und miteinander »Brüder«, wie sich ja auch Israel als grosse Familie gewusst hat. Wohl sind die Zwölf zuerst nur zu Israel gesandt (Mt 10, 5f.). Jedoch ist Mt 10 keine historische Situation im Leben Jesu, sondern eine »kunstvolle Komposition«. Wie Jesus sich zu den Heiden gesandt weiss und zu ihnen geht (Mt 8 u. 15, 21–28), so sind nun auch die Völker berufen (Mt 24, 9; 25, 32; 28, 19). Israels Geschichte ist erfüllt im neuen »Evangelium«, zusammengefasst zwischen Prolog (Mt 1–2) und Epilog (Mt 28). Wie Israel Gottes »Volk« und berufene Gemeinde (= Ekklesia) war, so ist nun die Kirche neue Gemeinde (Mt 16, 18; 18, 17) und Gottes Volk (22, 28; 28, 16–20). Die Kirche verwirklicht auch die verheissene »Königsherrschaft Gottes« (Parabeltrilogie, Mt 21, 28–22, 14). In ihr wird das »Gesetz« befolgt, wobei Mt ebenso konservativ wie radikal fortschrittlich ist, indem er das Gesetz auf das Liebesgebot konzentriert (Mt 5, 16; 22, 36–40). »Der Evangelist ist ein durch und durch kirchlicher Theologe«. Als Sohn Davids ist Christus gesandt zu Israel; als Sohn Abrahams erfüllt er die Verheissung für alle Völker. Die zahlreichen Reflexionszitate des Mt zeigen die Erfüllung des AT an.

Das Vorwort zur 2. Auflage ergänzt die Literatur aus den Neuerscheinungen. Dazu erklärt es weiter Anlage und Absicht des Buches, insbesondere auf das akute jüdisch-christliche Gespräch hin.

Als Israel Ägypten verliess, nahm es die Schätze der Ägypten

ter mit. Als die Kirche Israel verliess, nahm sie dessen Schätze mit. Ein grosser Schatz ist das Alte Testament in seiner Fülle.

K. H. Schelkle, Tübingen

WOLFGANG HARNISCH (Hrsg.): Gleichnisse Jesu, Positionen der Auslegung von Adolf Jülicher bis zur Formgeschichte (Wege der Forschung, 366). Darmstadt 1982. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 457 Seiten.

Dieses Buch¹ erweist sich bei fortschreitender Lektüre als recht neuzeitlich hermeneutisch orientiert. Wie es sich geziemt, eröffnet ein sonst kaum zugänglicher Artikel Adolf Jülicher den Band. Jülicher lässt zunächst die Evangelisten »das den Gleichnissen gemeinsame Grundmoment in ihrer bildlichen, metaphorischen Eigenart« erkennen, verwirft aber bald diese Erkenntnis als unhistorisch; beim Gleichnis handle es sich vielmehr um einen »erweiterten Vergleich«, im Fall der Stücke in Lk 15–19 »haargenau« um Fabeln. Johannes Weiss' Bewunderung für die Tragfähigkeit von Jülicher »musterhafte(r) Methode« hindert ihn freilich nicht daran, in einzelnen Fragen anders zu denken; das betrifft nicht zuletzt die Einleitungsformel der Gleichnisse: Weiss will von diesen Formeln ganz absehen. Mit seinen energischen Hinweisen auf die rabbinische Literatur hat sich Paul Fiebig bleibende Verdienste erworben. Allerdings sind bei Fiebig Widersprüche gegen Jülicher und Übereinstimmung mit ihm ineinander verschränkt – wohl aufgrund einer gemeinsamen allgemeinen Bildungstradition; Eberhard Jüngel widmet Fiebig in seiner umsichtigen und höchst informativen »Problematik der Gleichnisse Jesu« eine ausführliche Anmerkung (S. 291 ff.). Es ist daher zu begrüssen, dass Fiebig in diesem Band zweimal zu Worte kommt, auch wenn wir heute Fiebigs Anfänge noch ganz erheblich zu erweitern und zu vertiefen haben. Jesus, die Apostel und die Evangelisten (so Fiebig, S. 76 dieses Buches) waren Semiten und sprachen und dachten anders als Griechen oder Lateiner; das habe Jülicher zu wenig bedacht. Die Radikalität seines Kampfes gegen alle allegorisierenden Momente wäre durch die am Einzelnen und Konkreten haftende jüdische Denkweise gemildert worden. »Die inhaltliche Originalität der Gleichnisse Jesu liegt darin, dass 1. viele Gleichnisse Jesu eschatologisch-messianischen Charakter haben, was bei der Richtung des rabbinischen Denkens völlig zurücktritt; 2. darin, dass Jesu Denken nicht in *dem* Masse wie das Denken der Rabbinen der Schriftauslegung dient; 3. darin, dass bei Jesus die grossen religiösen Themata und Grundgedanken wesentlich mehr in den Vordergrund treten als in den rabbinischen Gleichnissen« (S. 78). Das am Einzelnen und Konkreten Haften des jüdischen Denkens ist auch verantwortlich für die »Inkonzinnität in dem Anfang vieler Gleichnisse Jesu« (S. 80). Jülicher hat sich zu wenig vergegenwärtigt, dass es »bei vielen Gleichnissen psychologisch sehr naheliegt, von einzelnen Metaphern auszugehen . . ., und dann ergeben sich sehr leicht Mischformen zwischen reinen, ausgeklügelten Allegorien und reinen Gleichnissen. Jülicher perhorresziert Mischformen« (S. 81).

Für Denis Buzy (1916) sind die Gleichnisse der Evangelien »eine Zwischengattung zwischen der Geschichtserzählung und der einfachen Fiktion« (S. 85). Letztlich sei das Gleichnis nichts anderes als ein entwickelter Vergleich, dessen Hauptlehre sich aus dem augenfälligen Grundzug der Erzählung und aus dem Kontext ergebe. Aufgrund des Studiums rabbinischer Gleichnisse kommt Buzy zum Schluss, dass Undeutlichkeit der Analogie zwischen den beiden Gleichnisgliedern (Bild- und Sachhälfte) durchaus möglich und keineswegs ein Indiz der Unechtheit ist. Die

literarischen Details tragen – im Gegensatz zu den parabolischen und allegorischen bzw. metaphorischen – zur Deutung nichts bei. Metapher und Allegorie setzt Buzy einander gleich; alle besonderen Züge eines Gleichnisses seien »parabolische Elemente«. Iver K. Madsen sucht »einen ungebrochenen psychologischen Zusammenhang durch die ganze Parabel hindurch, teils durch die Berührungsassoziationen, teils durch die Ähnlichkeitsassoziationsformen« (S. 109), kann aber m. E. nicht ganz überzeugen, weil die eigentlich philologische Grundlage der Gleichnisforschung doch zu wenig zur Geltung kommt. Ähnlich wie Buzy, aber nun mit der Berücksichtigung Bultmannscher Begriffe, geht C. H. Dodd an die Auslegung der Gleichnisse heran. Zugrunde legt er den Begriff der »Metapher bzw. des Vergleichs« und deren Ausgestaltung zu einer Erzählung (S. 121). Er stellt fest, dass es in allen Schichten der Evangelien Gleichnisse mit Anwendungen neben solchen ohne Anwendungen gegeben hat (S. 132 f.). Jülicher's Methode müsse ergänzt werden »durch einen ernsthaften Versuch, die Gleichnisse auf ihren besonderen »Sitz« innerhalb der Krise zu beziehen, die Jesu Wirken hervorrief« (S. 135 f.).

Einen eindringlichen Forschungsbericht bietet Eberhard Jüngel, »Die Problematik der Gleichnisrede Jesu«. Zunächst legt Jüngel dar, wie Jülicher nicht nur Aristoteles' Rhetorik, sondern ebenso sehr seiner Logik und Ontologie verpflichtet ist. Den Konsequenzen von Jülicher's Auffassung stellt Jüngel seine Bedenken gegenüber (S. 290 f.); für Jüngel gehorchen die Gleichnisse Jesu einer anderen Gesetzmässigkeit als der aristotelischen Satzlogik. Im weiteren entdeckt Jüngel einige »glückliche Inkonsistenzen Jülicher's« (S. 298 f.), die für die Revision seiner Anschauungen von Bedeutung sind. Vor allem aber wirft Jüngel Jülicher vor, den eschatologischen Charakter der Gleichnisse Jesu ex radice verkannt zu haben (S. 299). Bultmann, der »mit seinem Ansatz sachlich in der Nähe Jülicher's bleibt«, geht bei seiner formgeschichtlichen Analyse vom »unliterarischen Charakter des Überlieferungstoffes« aus, so dass es unerheblich ist, ob die Tradition mündlich oder schriftlich sei (S. 300). Die »eschatologische Stimmung« ist wohl ein Echtheitskriterium, hilft aber nicht dem Verständnis der Gleichnisse als solcher (S. 304). Ein Entmythologisierungsprogramm verfolgt auch C. H. Dodd in seinem Buch über die Gleichnisse vom Reich Gottes. Aus der von Albert Schweitzer geforderten konsequenten Eschatologie wird nun aber eine »realized eschatology«, deren begriffliche Widersprüchlichkeit von Jüngel scharf herausgestellt wird. Die Suche nach dem »Sitz im Leben Jesu« führt dann dazu, dass die Gleichnisse »zu biographischen Illustrationen des eschatologischen Wirkens Jesu« werden. Dodds einseitigen Basileia-Begriff samt der daraus folgenden »Verkürzung der Eschatologie« (S. 317) hat Joachim Jeremias abgelehnt. Statt nach dem »Sitz im Leben« zu fragen, sucht er für jedes Gleichnis dessen »bestimmten historischen Ort« in Jesu Leben (S. 317 f.). Letztlich aber sind die Gleichnisse »christologische Selbstzeugnisse des historischen Jesus«. Ernst Lohmeyer und Ernst Fuchs haben nun die Aufgabe erkannt, das Wie der eschatologischen Bestimmung der Gleichnisse mit dem Verständnis ihrer Sprachform zusammenzubringen. Lohmeyers wichtiger Aufsatz »Vom Sinn der Gleichnisse Jesu« ist abgedruckt. »Fragen der literarischen Form« (eschatologisches oder paradigmatisches Gleichnis) »drängen zu denen des sachlichen Gehaltes« (S. 322). Wenn Gleichnisse nicht »mögliche Mittel der Überzeugung« sind, sondern »eine notwendige Form des Da-Seins der Sache, von der der Hörer überzeugt werden soll«, so ergibt sich, dass die »Sprachform der Gleichnisse in dem, *was* sie zur Sprache bringen«, begründet ist

¹ s. o. S. 124. (Anm. d. Red. d. FrRu)